

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Ein Vesuvbesuch
Autor: Hirt, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

✧ Ein Vesuvbesuch. ✧

Von † Oscar Girt, Luzern.

Gewöhnlich glüht der Vesuv, von Neapel aus im Dunkel der Nacht gesehen, nur ab und zu und zwar wie eine entfernte Zigarre auf. Jedoch der alte Herr kann auch andere Saiten aufziehen, wie die Bewohner des Golfes von Neapel in der ersten Mithälfte des vergangenen Jahres zu erfahren Gelegenheit gehabt.

Am 4. Mai stellte sich nämlich eine ungewöhnlich intensive Entwicklung von Gas und Dampf im Krater ein. Bald folgten starke Explosionen, und die aufsteigenden Dampfblasen warfen Asche und Sand in die Höhe. Diese Auswurfmassen wurden von unten durch die im Schlund kochende Lava grell rot beleuchtet und gingen dann als Aschenregen über den Bergkegel nieder; über diesen hinaus verbreiteten sie sich nicht. Erst zwei Tage darauf wurden unter heftigen Detonationen Lavamassen bis in die Höhe von mehrern hundert Metern geschleudert und am 7. fielen Massen von glühender Lava und basaltischem Gestein schon in weitem Umkreis nieder; sie erreichten das Zufluchtshaus der Führer und zerstörten in diesem die obere Station der Cook'schen Drahtseilbahn. In einem fort grockte und donnerte der Berg. Am 9. Mai schien er förmlich zu zittern vor Wut. Die fürchterlichen Detonationen nahmen sich in Neapel wie Kanonendonner aus, und die emporgeschleuderten feurigen Massen breiteten sich hoch oben zu der schon bei den Alten bekannten charakteristischen Pinienform. Am 10. Mai legte sich der unheimliche Geselle endlich wieder schlafen, und die Bevölkerung zu seinen Füßen, so verzweifelt sie während mehrerer Tage gewesen, vertraute sich wieder sorglos ihrer Scholle.

Diesmal also hatte der von Neapel und Portici gemeldete Vesuv-Ausbruch einen ernsten Hintergrund als bloße Geschäftsinteressen, die so ziemlich jedes Jahr, wenn der Fremdenverkehr am Golf von Neapel ins Stocken gerät, diesen durch sensationelle Vesuvmeldungen wieder zu beleben spekulieren. Am Schluß einer solchen Schreckensbotschaft, bei deren Lektüre der Neuling in derlei Sachen eine Gänsehaut um die andere kriegt, liest man dann regelmäßig: Der Fremdenzufluß ist ungeheuer.

Jedoch ob mit oder ohne Vesuv-Feuerwerk großen Stiles: immer bilden die vulkanischen Erscheinungen des Berges ein fesselndes Schauspiel, auch wenn sie keine Verheerungen anrichten. Schwerlich hat darum je ein gebildeter Mensch den Vesuv verlassen ohne nennenswerte Bereicherung seines in diesen Dingen meist auf Büchergelehrsamkeit fußenden Wissens.

Am schönsten und zugleich am praktischsten und billigsten ist ein Vesuvbesuch von Pompeji oder Resina aus. Man mietet sich da für einige Lire ein Reitpferd, oder besser gesagt einen zerschundenen Klepper, und läßt sich bis an den Fuß des Aschenkegels hinaustragen. Hier bist du dann entweder auf die Drahtseilbahn oder auf Schusters Rappen angewiesen. Im Fall der Benützung der Bahn wirst du um zwanzig Lire oder zwei Lire auf die Minute erleichtert, im andern Fall, d. h. wenn du die Besteigung des Aschenkegels zu Fuß unternimmst, in unsäglich Weise von Mühsal gequält. Nach jedem Schritt sinkst du wie an einer Neuschneealpe einen halben Schritt in die scharfkörnige, abrießelnde Asche zurück. Hinunter freilich geht's dann in großen Ränguruf-Sägen; man pflügt sich in

großen Sprünge durch die tiefe Asche, neben der Drahtseilbahn Wolken aufwirbelnd wie eine frische Lavaöffnung.

Bequemer, aber auch teurer und doch in manchen Punkten recht langwierig, gestaltet sich der Vesuvbesuch von Neapel aus, woher man gemeiniglich sich durch das Cook'sche Bureau per Fuhrwerk an den Aschenkegel und auf der Zahnradbahn diesen hinauf befördern läßt.

Es war zehn Uhr vormittags, als unser Zweispänner die Cook'sche Geschäftsstelle an der Piazza dei Martiri verlassend, über den lärmerfüllten Ferdinando-Platz, beim ehrwürdigen San Carlo-Theater und dem hochrotfarbenen königlichen Residenzschloß vorbei, der Porta del Carmine im Osten der Stadt entgegenrollte. Himmel, welch eine Fahrt auf dem holperigen, grauen Lavapflaster über Löcher und Pferdebahn-

geleise mühsam hindurch durch einen Knäuel vielerlei Behikel, die von Pferd, Maultier oder Esel unter lautem Geschrei der Treiber oder Fuhrleute weitergeschleppt wurden. Manchmal schien es unmöglich, in der Wagenmenge durchzukommen. Und links und rechts vom Wagen knallten in einem fort, als platzten zu beiden Seiten Raketen, die Peitsche, die unvermeidliche, begleitet von dem langgezogenen „Ah, Naach-Rufe“ des Kutschers.

So kamen wir an die Magdalenenbrücke, die im Osten der Stadt ein trübes Flüsschen, den Sabato, überwölbt. Hier ist Neapels östliche Grenze. Was jenseits des kleinen, trüben Wasserleins in sozusagen ununterbrochener Kette Stunden und Stunden sich hinauszieht, sind Ortschaften für sich und doch räumlich alle an einander klebend: San Giovanni, Portici, Resina, Boscoreale, Torre del Greco, Torre Annunziata. Eigentlich ist es nur eine lange Straße ohne sichtbaren, äußern Unterbruch, in San Giovanni erfüllt von Nesten aller Art von den unglaublichsten Dingen und belebt von in einem fort schreienden Ausrufern und Hausierern, von Bettlern und Musikanten, von unter den Hausthüren herumlungern dem Volk u. s. w.

Portici ist um etliche Nummern reinlicher. Ueberall längs der Straße, die wir durchfuhren, hohe Hausportale mit reizenden Blicken in üppige Gärten, die hinter den Häusern sich erschlossen und die nach der Meerseite hin ein Stück blauen Wasserspiegels zum malerischen Abschluß hatten. Am Ende der ziemlich vornehmen Villenstadt rasselte der Wagen durch den Hof des ehemaligen königlichen Lustschlosses, wo ehemals die Herrscher Neapels abwechselnd mit Caserta und Castellamare die Sommerfrische zu genießen pflegten. Durch das eine der geöffneten Thore konnte der Blick auf einen Moment den glitzernden Golf erhaschen.

Jenseits des Schlosses — heute eine Ackerbauschule — liegt Resina, erbaut auf der Lavaschicht des im Jahr 79 mit Pompeji und Stabia verschütteten Herculaneum. Dann folgen Torre del Greco und Torre Annunziata. Jedoch biegt die Vesuv-Hehrstraße noch vor Torre del Greco nach der Bergseite hin ab; immerhin nicht so, daß man nun etwa alsogleich an oder auf des Berges Rücken gelangte. Die Fahrt geht im Gegenteil noch eine Zeit lang durch die Niederung, und zwar zwischen malerisch durch einander stehenden Häusern. Dann windet der Weg sich langsam durch die Nebelhänge des



Der Blumenfreund.

Steinstiftung von Alfred van Muyden.

Original im Besitz des Herrn Arnold Meyer, Champel (Genf).

weltberühmten Lacrimae Christi hinauf. Dazwischen lachen fruchtbeladene Orangen- und Zitronenbäume, aus deren Schatten Händler, Musikanten, Krüppel, Bettler, radschlagende zerlumpte Jüngend und derlei Volk hervorschießt, so oft ein Wagen sich zeigt. Dielem humpelt dann die ganze Suite singend, Gitarre spielend, fidelnd, Hüte und Ärmel nach Soldi ausstreckend, nach, bis der nächste Wagen kommt. Meist geht der Wettlauf nicht ohne harte Kämpfe der Konkurrenten unter einander ab. Da war z. B. eine Kapelle von Musikanten, die — alles Abwinken half nichts — uns weit mehr, als das Ohr vertragen mochte, mit „Santa Lucia“-Gesang und Gitarrebegleitung verfolgte. Mit einem Mal mengte sich ein Rudel Buben in das Konzert unter Entfaltung von allerlei Akrobatenkünsten. Die Gesellen meinem Vis-à-vis im Wagen, einem älteren Berliner Professor, weit besser als der meckernde Gesang, und seiner generösen Hand entflohen Soldi auf Soldi den kleinen Zirkuskünstlern entgegen. Das entfachte den Neid der Musikanten. Piff, paff, setzte es für die Knirpse klatschende Scoppole — zu deutsch: Ohrfeigen — ab, wofür die Empfänger mit langausgestreckten Zungen und der Situation angepaßten Grimassen quittierten.

Weiter oben hatte eine braune Kneipwirtin am Weg eine Schenkbude eingerichtet. Unter verlockendem Lächeln und einem Augenfunkeln, als sprühte das Feuer von Diamanten in den Augenhöhlen, trug uns das bildschöne Weib einen Trunk Lacrimae Christi an. Ein schöner Haarpfeil hielt das üppige, geschmackvoll geordnete Haar zusammen, und große Goldreifen hingen an den kleinen Ohren. That sie den von einem schwarzen Schnurrbartchen leicht beschatteten Mund auf, dann glänzten zwei Reihen blendend weißer Zähne hervor, und Grübchen bildeten sich in den Wangen. Welch' ein Modell! Und wie reizend das leicht um die Brust geschnürte, gelbe Tuch, die helle, vorn offene Blouse, die schwarze, gestickte Schürze auf dem blauen Kleide stand! Wandte man den Blick von der schönen Neapolitanerin ab und zurück auf die hinter uns liegende Landschaft, welch' ein anderer wunderbarer Anblick! Helle Blüten, goldene Früchte, üppige Gärten, weiße Villen, das ganze Häusermeer von Neapel, der Kranz der am Golf sich hinziehenden Drikschaften und dahinter der ewig blinkende, ewig bewegte, unendliche Ozean mit seinen in Düst' zerfließenden, den Golf abschließenden Eilanden.

Noch eine Biegung der in langen Serpentinaen sich hinaufziehenden Fahrstraße, und wir waren aus dem üppigsten Lebensins Todesstarre verfeßt. Einige graue Pinienstämme, deren frisch-grüne Kronen sich farbenprächtigt vom dunklen Boden abhoben, erschienen wie etwa bei uns der Horn oder eine altersgraue Wettertanne an der Grenze des ewigen Schnees als das letzte Lebenszeichen am Eingang zu den ungeheuren Lavafeldern, welche den Mantel des Besuchs bilden. Mein Gott, welche Dede, welch' eine düstere Wildnis von jetzt an! Kein Vogel, der uns sein Liedchen sänge, kein Grashalm, der in der brennenden Hitze zitterte, nichts als unfähig düstere, schwarzgraue Trümmersfelder, Lavaströme, versteinert in den bizarrsten Formen; da zu wilden Rissen aufragend, dort Klüfte bildend, der einstmals glühende Strom ganz so, wie er in seinem Flusse erstarrte, wie die nachschiebenden Massen sich übereinander wälzten, bis ihnen der glühende Odem ausging. Natürlich kann der Eindruck davon ebenfalls nur in höchstem Maße düster und das Gemüt niederdrückend sein; denn wie Gespenster treten auf den Lavafeldern all die Schrecken vor die Seele, welche die jetzt grauschwarzen, eines Tages aber feurig gewordenen Riesenschlangen links und rechts über blühende Gefilde hätten zu bringen vermocht, wenn sie weiter hinunter sich fortbewegt, dorthin, wo der köstliche Lacrimae Christi reißt, oder noch weiter hinunter, dorthin, wo die hell herausgrühenden Häuser stehen und fröhliche Menschen sorglos über einer untergegangenen Stadt die Hände regen.

Jetzt — welch' eine Wohlthat für Aug und Seele! — hebt eine grüne Dase in der schauerlichen Einöde sich ab: wir sind am dichtbewachsenen Cauteronihügel, der das Besuchsobservatorium und eine kleine Kaserne für die Besuchcarabinieri trägt. Das Singen und Lachen, das wir hören, entstammt einer Osteria dort unterhalb des Observatoriums. Seit Menschengedenken ist dieser etwa siebenhundert Meter hohe und vielleicht einen Kilometer lange, mit schmalen, horizontal verlaufendem Kamm über den westlichen Besuchsabhang hinausragende Vorsprung von den Lavaströmen verschont geblieben, die vom großen Krater aus das sog. Atrio del Cavallo herabgestürzt kamen; an diesem Hügel wälzten sie sich vorbei,

oder brachen sie sich, wobei dann jeweils der eine Arm in westlicher Richtung das enge Betraufthal hinunterreicht, der andere in südlicher, den sog. Piano delle Ginestre bedeckt. Die beiden Ärmel, über die sozusagen jederzeit noch glühende Lava sich ergießt, die bilden dann die leuchtenden Striche, die sich abends in Neapel vom dunklen Massiv des breiten Berggrückens so malerisch abheben. In der Nähe besehen, bilden diese erstarrten Feuerströme Gebirge im Kleinen, mit Abstürzen, Gräten, Schlingen und Rissen, bestehend aus scharfsackigem, nicht immer festliegendem Schlackengeröll.

An einer Stelle, wo wenige Tage zuvor ein Lavaerguß über die Cook'sche Fahrstraße niedergegangen war und diese eine kleine Strecke weit zerstört hatte, verließ ich den Wagen. Ich spürte warm unter den Füßen, und aus den schwarzgrauen Massen schlug mir heißer Brodem entgegen. Dann griff ich nach einem Klumpen; er war heiß. Vor wenigen Tagen nur — erklärten die eben mit der Wiederinstandstellung der Fahrstraße fertig gewordenen Arbeiter — habe ein Lavabach sich hier durchgewälzt. Ein Arbeiter stach etwas abseits vom Wege mit einem Spaten in eine aufgeschäufte Masse, und helle Glut, ein wahrer Feuerherd ward sichtbar, glühende Lava, die erst eine dünne blauschwarze Kruste über sich hatte. „Und sehen Sie die verschiedenen Räumlein dort auf dem Niesen-Lavafeld des Atrio del Cavallo? Die bezeichnen die Stellen frischer Lavaöffnungen, die sich erst vor wenigen Stunden aufgethan haben mögen, sog. bocche; die blaugrauen Räumlein aber führen in der Gegend den Namen fumarolen.“ „Gar oft,“ fuhr mein Gewährsmann weiter, „bricht aus einem im Erstarken begriffenen neuen Lavaström aus dieser oder jener Stelle das im Innern arbeitende, flüssige Material wieder durch und gibt dann einem neuen Lavaström das Leben. Ein seltsam schauriger Anblick, diese zähe, glühende Masse, obenher mit graublauen und schwärzlichen Streifen von bereits erkaltenden Bestandteilen bedeckt, wie sie leise knirschend, träg und schwerfällig, aber unaufhaltsam aus dem Gestein hervordrängt, unerlässlich scheinend, ein Bild brutalster Naturkraft!“

Noch eine Viertelstunde, und wir waren beim Restaurationssgebäude, das neben der untern Station der Drahtseilbahn zur Stärkung des Leibes und der Seele nach all den düstern Eindrücken einladet. Man ist hier ca. 800 Meter über dem Meerespiegel. Die Aussicht da oben ist ganz unvergleichlich. Doch ist keine Zeit zum Verweilen, insofern der nächst abfahrende Zug erreicht werden soll, der in der hart an's Restaurationssgebäude stoßenden Bahnstation bereitsteht.

Also hinein dann in den Kasten und dann aufwärts in viertelstündiger Fahrt immer über schwarze Asche mit einer Steigung von durchschnittlich 55 Prozent! Die Maximalsteigung beträgt 63 Prozent.

Oben jetzt es für mich erst ein scharfes Rencontre mit einem der sog. privilegierten Führer ab, einem Kerl mit einem Galereengesicht, der mir drei Lire abverlangt, andernfalls mir der Kraterbesuch verwehrt sei. Ich wende mich an den Carabiniere. Der bedeutet mir, daß ich ohne das drei Lire kostende Geleite des „privilegierten Führers“ den kaum eine Viertelstunde weiten und für jedes Kind erkennbaren Weg in der That nicht unternehmen dürfe; so schreibe die Munizipalität Mesina vor, die allem hier zu befehlen habe; es sei auch der Gefahren oben am Krater wegen. „Ich verstehe; aber dazu bedarfs doch nicht eines Führers per Person, sondern ein solches Individuum auf ein Duzend Kraterbesucher sollte doch genügen?“ „Mi dispiace, Signore, ma è così il regolamento!“ „Va bene!“ brummte ich, zahlte die ungewöhnlich hohe Abgabe und machte mich auf den Weg. Aber da hält mir ein Kerl einen Strick mit angebundenem Stock vor die Nase; an diesem will er mit zwei Spießgesellen mich den steilen Aschenkegel hinaufziehen. Ich sehe, wie mein alter Berliner Professor bereits gebunden im Galopp die steile Aschenhalde hinauf befördert wird, und wehre mit der Faust und ellenlangen Verwünschungen ein gleiches Schicksal ab. Die Frau Professor wurde, ehe sie sich verjah, allsogleich nach Verlassen des Wagens in einen Tragesessel gehoben, worauf vier Träger mit der erbosten Dame nach der Kraterhöhe hinauf verschwanden.

Der Gang die steile Aschentuppe hinauf ist ein höchst ungemütlicher. Man sinkt oft bis an die Kniee in die Asche und gleitet fast mehr ab als aufwärts.

Endlich oben am Kraterrand.

Ich halte an und will erst einen Moment verschaukeln. Jedoch ein leichter Westwind wirbelt in einem fort Aschen-

wolken auf, deren heisende, körnige Asche Augen und Mund zu schließen zwingt. Ich höre fernes Grollen, in der Luft in einem fort Pfeifen, Knistern, Singen, unter meinen Füßen Gedröhne, daß der Boden zittert. Aus dem ungeheuren Schlund, der vor mir gähnt, qualmt es ununterbrochen schweflig, und ich habe Mühe, zu schnaufen. Ob und zu durchleuchtet ein Sonnenstrahl den Qualm, sodaß die Kraterwandung deutlich sich abzeichnet. Ich versuche dann jedesmal einen Blick in den brodelnden Hergessell zu erhaschen. Umsonst. Das Einzige, was ich mitunter sehe, sind Steine, grauschwarze Klumpen, die, hoch empor schießend, meist in den Krater wieder niederfallen. Dann schleiche ich — immer vom Führer gefolgt — um den Kraterand herum, vorsichtig natürlich und in dem unheimlichen Gefühl, daß der Boden unter mir nur eine dünne Rinde von der Art unserer türkischen heimatlichen Schneewächten sein möchte. Immer aber entstieg weißen Niesewolken dem gähnenden Kraterschlunde, und prasseln glühende Schlackensteine durch die Luft, daß einem ganz bange wird. . . .

Also mit dem Feuerfessel, in den ich da droben hineinschauen zu können vermeinte, war es nichts. Es erging mir wie einem Nigiz oder Pilatusbesucher, wenn er oben, statt im geträumten Genuße der unvergleichlichen Aussicht zu schwelgen, beständig im Nebel herum zu tappen das Vergnügen hat. Auf dem Besuch ist diese Enttäuschung die Regel.

Eine Ansichtskarte, darauf gekritzelt stand: „Beinahe Krater gesehen!“ kündete von der Restauration aus den Lieben in der Heimat das Resultat meiner Besuchexpedition. Dann wandte ich mich von dem düstern Berggabel ab und dafür dem wunderbaren Landschaftsbild zu meinen Füßen zu. Wunderbar, wahrhaftig, der türkisblaue Golf mit dem herrlichen Landschaftsrahmen, der sich vom ersten Cap Misenum bis zu den lachenden Sorrentinerbergen hinzieht! Man kann sich schwer einen größern Gegensatz denken, als dies unvergleichliche Bild von blauem Meer, silberkräuselnden Wellen, in denen die bunten Ufer und Inseln, weißen Städte und Dorfschaften und fruchttrogenden Hügel sich spiegeln, vom Plateau des Restaurationsgebäudes aus gesehen, also in unmittelbarer Nähe des Schreckens, inmitten der Totenstarre der ungeheuren Lavafelder. So nahe wohnen auch hier Tod und Leben bei einander.

In raschem Tempo rollte das Gefährt mit uns durch die Lavawildnis wieder thalwärts. Von obenher aber durchzuckte ein glühendes Rot den einbrechenden Abend — das Lebewohl des Feuerberges.



Kinderstudie von Alfred van Muyden.
Original im Besitz von Frau Demole-van Muyden, Genf.

„Von dem kostlichen Bad zu Urdorf.“

Unter den Bädern, die ehemals in der Nähe der Stadt Zürich bestanden, nahm dasjenige zu Ober-Urdorf während einer langen Reihe von Jahren die erste Stelle ein. Weder das Röslibad in Unterstraf, noch die von Dr. Gyger 1656 aufgefunden eisenhaltige Quelle in Enge, noch der „Brunn zu Derlikon in dem Haffnerischen Landgut“ kamen an Ruhm und Ehre gleich „dem kostlichen Bade zu Urdorf“. Gesunde und Kranke fuhren dort im 16. und 17. Jahrhundert ein in großer Zahl, sei es, um des Lebens Lust zu genießen, sei es, um gegen allerlei wirkliche oder eingebildete Schäden des Leibes und der Seele Heilung zu suchen. Es waren namentlich vornehme Leute, die sich alsdann ein Vergnügen daraus machten, ihre Wappen in einem Fenster des Badehauses anbringen zu lassen. „Ist kein Wunder,“ schreibt Dr. Salomon Hottinger 1691, „wann frömbde und einheimische vorgeachte hier und dort berühmte Herren dieses Orths mit ihren Ehren-Waapen in den Fenstern begaaben und zieren wollen. Under jenen Herr Georg Graf von Württemberg und Mümpelgart A. 1551 in einem großen Fenster auf dem unteren Gang. Under diesen Herr Heinrich Bullinger, vierundvierzigjähriger Oberst-Pfarrer zu Zürich und Herr Conrad Pellicanus, Chorherr und Professor daselbst A. 1547 in einer Kammer.“

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Frequenz des Urdorfer Bades so groß, „daß selbst die, so

dessen in diesem Jahr genossen, noch vor Abreise auß der Ruhr ihre Gemächer auf das künftige Jahr bedinget und bezahlt hatten, nur damit sie dann des Genusses desto sicherer wären.“ (Muralt, 1702.)

Zu den Badegesellschaften kamen abends noch die Männer der Jagd, und wenn Diana diesen günstig gewesen und sie Einzug gehalten mit guter Beute: mit einem Hirschen oder Rehbocklein, dann mag es noch hoch hergegangen sein bei Männlein und Weiblein bis in die späte Nacht hinein in dem „kostlichen“ Bade zu Urdorf. . . .

Seine Heilwasser bezog das Urdorfer Bad aus drei Quellen, die oberhalb des Dorfes gelegen waren; die eine derselben soll Kupfer, die zweite Alaun und die dritte Schwefel geführt haben. Stumpf sagt in seiner Chronik darüber: „Zu Urdorf ist ein gesund und gut Bad von Kupfer, Alaun und Schwefelwasser. Dann es sind drey schöner vndercheidner brunnen nit weit von einander in einem mosechten grund gelägen.“ Die Quellen waren „absonderlich wol eingefasset in Steinwert“; das Wasser ward sodann in einen Sammler und von da durch hölzerne Deuchel in das Badehaus geleitet. Dieses, anno 1526 durch Hans Steiner, Burger und Zunftmeister von Zürich, erbaute und in den Jahren 1578 und 1583 durch Johannes Ziegler, „des Raths Bauherr der Stadt Zürich und erwählter Vogt der Graffschaft Kyburg“, ausgebaute Gebäude war ein